

Leseprobe aus:

**Marina Fiorato**

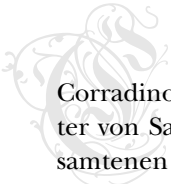
## **Die Glasbläserin von Murano**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## KAPITEL 1

### *Das Buch*



Corradino Manin warf einen letzten Blick auf die Lichter von San Marco. Von der Lagune aus wirkten sie im samtigen Dunkel der Abenddämmerung wie goldene Sterne am Firmament. Viele der Fensterscheiben, die Venedig wie kostbare Juwelen schmückten, hatte er mit seinen eigenen Händen geschaffen, und nun leiteten sie ihn auf dem letzten Stück des Lebensweges. Seinem Weg nach Hause.

Als das Schiff auf den Campo San Zaccaria zusteuerte, vergaß er zum ersten Mal, sich auszumalen, wie man diesen Anblick in ein Glaskunstwerk im *pulegoso*-Stil mit eingeschlossenen Luftbläschen, Blattgold und Lapislazuli umsetzen könnte. Der Gedanke, dass er das geliebte Bild wohl nie wieder sehen würde, nahm ihn gefangen. Einer Galionsfigur gleich stand er im Bug und sah nach links auf die gewaltige Masse der Santa Maria della Salute, die, von einer weißen Kuppel gekrönt, durch das Dunkel leuchtete. Der Grundstein für die große Kirche war in Corradinos Geburtsjahr 1631 gelegt worden, zum Dank an die Heilige Jungfrau, die die Stadt von der Pest befreit hatte. Seine ganze Kindheit und Jugend hindurch war das Bauwerk emporgewachsen, und nun, im Jahre

seines Todes, war es noch immer nicht ganz vollendet. Er hatte den prachtvollen Anblick selten bei Tageslicht genießen können, und auch jetzt war keine Zeit dafür. Als er den Canal Grande überquerte, vernahm er den müden Ruf eines Fährmanns auf der Suche nach Fahrgästen für sein *traghetto*. Das schwarze Boot erinnerte ihn an eine Trauergondel. Corradino erschauerte. Sollte er seine weiße *bauta*-Maske abnehmen, sobald er den Fuß ans Ufer gesetzt hatte? Es war schließlich ein magischer Augenblick, und es wäre eine große Geste, passend zu seiner Heimkehr zur *Serenissima*.

*Nein, eines muss ich noch erledigen, bevor sie mich finden.*

Am Ufer legte er sich zum Schutz gegen den feuchten Abendnebel den schwarzen Umhang um und schritt, das Gesicht unter dem Dreispitz und der Bauta verborgen, quer über die Piazzetta. In seinem traditionellen *tabarro*-Kostüm, schwarz von Kopf bis Fuß bis auf die weiße Maske, würde er wohl lange genug unerkannt bleiben, um sein Vorhaben auszuführen. Die Bauta war eine geisterhaft wirkende Maske, die wie die Schaufel eines Totengräbers geformt war. Sie hatte eine kurze Nase und ein langes Kinn, die den Klang der Stimme unheimlich verzerrten. Kein Wunder, dachte Corradino, dass ihr Name von *baubau* abgeleitet wird, dem «bösen Tier», mit dem Eltern ihren ungezogenen Kindern drohten.

Rasch ging er zwischen den beiden Säulen von San Marco und San Teodoro hindurch, die weiß und ebennmäßig in den Abendhimmel ragten. Der Heilige und die Schimäre, die auf ihnen thronten, verloren sich in der Dunkelheit. Er lief schneller, denn seinem tief verwurzelten Aberglauben nach brachte es Unglück, sich längere Zeit hier aufzuhalten. Es war der Ort, an dem die Verbrecher hingerichtet wurden – man hängte sie entweder an den Säulen auf oder begrub sie lebendig

an deren Fuße. Unwillkürlich schlug Corradino das Kreuzzeichen und musste gleich darauf über sich selbst lachen. Wie hätte er noch mehr Unglück auf sich laden können, als er ohnehin schon hatte? Er beschleunigte seinen Schritt.

*Doch, ein Unglück gäbe es noch, das mich gänzlich vernichten könnte: Wenn ich es nicht schaffe, meine letzte Aufgabe zu erfüllen.*

Corradino trat auf die Piazza San Marco. Alles, was ihm einst lieb und vertraut gewesen war, hatte jetzt fremde, geradezu unheimliche Züge angenommen. Im hellen Licht des Mondes wirkte der Schatten des Campanile bedrohlich – wie ein schwarzes Messer, das bereit war, auf sein Opfer niederzufahren. Aufgeschreckte Tauben umflatterten Corradinos Kopf wie böse Geister. Endlose Reihen dunkler Bogengänge, die sich rings um die Piazza zogen – wer konnte schon sagen, was in ihren Schatten lauerte? Durch das große, offene Portal warf Corradino einen Blick in das vom Kerzenglanz erhellte Gewölbe der Basilica di San Marco. Eine Insel aus Licht inmitten einer finsternen Welt – für einen kurzen Augenblick hob sich seine Stimmung bei diesem Anblick.

*Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät, um sich in dieses Gotteshaus zu flüchten? Vielleicht gewähren mir die Priester noch Gnade und Zuflucht.*

Vergebens. Diejenigen, die ihn jagten, hatten auch den edelsteinbesetzten Schrein bezahlt, der die Knochen von Venedigs Schutzheiligem barg. Sie hatten die unermesslich kostbaren, glitzernden Mosaiken gestiftet, die die Wände der Kirche zierten und in denen sich jetzt das Kerzenlicht spiegelte. Dort gab es für Corradino keine Zuflucht, keinen Schutz. Und keine Gnade.

Er eilte an der Basilika vorbei durch den Bogen des Torre dell’Orologio und gestattete sich lediglich einen

kurzen Blick auf die riesige Uhr. An diesem Abend schienen die Phantasiegeschöpfe des Tierkreises in einem feierlichen Reigen über das Zifferblatt zu wandern, einem Totentanz gleich. Aber Abschied zu nehmen quälte ihn nur, also richtete er den Blick schließlich fest auf das Straßenpflaster. Doch auch das linderte seinen Schmerz nicht, denn plötzlich kamen ihm die schönen *tessere*-Glasarbeiten in den Sinn, die er so oft gefertigt hatte. Dabei mussten unregelmäßig geformte, vielfarbige Glasbröckchen erhitzt und miteinander verschmolzen werden, bevor man aus der Masse ein herrliches Gefäß blasen konnte, zart und bunt wie die Flügel eines Schmetterlings.

*Ich weiß, ich werde niemals wieder Glas berühren.*

Als er die Merceria dell'Orologio erreichte, bauten die Markthändler gerade ihre Stände ab. Corradino kam bei einem Glashändler vorbei, der seine Waren wie Kleinodien auf weichen Kissen aufgebahrt hatte. Vor Corradinos innerem Auge begannen die Pokale und Glasperlen rosig zu glühen, und er sah, wie sich im Feuer ihre Formen auflösten. Er glaubte, wieder die Hitze des Ofens zu spüren und den Geruch nach Schwefel und Quarzsand einzuatmen. Seit seiner Kindheit verband er mit brennendem Glas ein Gefühl von Geborgenheit. Jetzt jedoch erschienen ihm die heißen Werkstätten voller Schwefelqualm wie die Vorboten der Hölle. Und war das nicht der richtige Ort für einen Verräter? Für den Florentiner Dante bestand daran kein Zweifel. Würde er, Corradino, ebenso wie Brutus und Cassius und Judas von Luzifer verschlungen werden? Würden sich die Tränen des Teufels auch mit Corradinos Blut mischen, während sein Körper entzweigerissen wurde? Vielleicht würde er, Corradino, aber auch – wie es die verdienten, die ihre Familien verraten hatten – für alle Ewigkeit in einem See

eingeschlossen werden, der durch den Frost nicht mehr aus Wasser, sondern aus undurchdringlichem Glas zu bestehen schien – «un lago che per gelo avera di vetro e non d'acqua sembiante ...» Corradino lächelte beinahe, als er sich an die Worte des Dichters erinnerte. Ja, das wäre eine durchaus passende Strafe; Glas war sein Leben gewesen, warum sollte es nicht auch sein Tod sein?

*Nicht, wenn ich noch dieses Letzte tue. Nicht, wenn ich mich von meinen Sünden befreien kann.*

Unvermittelt bog er vom Weg ab und schritt eilig über schmale Brücken und durch gewundene, *calle* genannte Gässchen zurück zur Riva degli Schiavoni. Hier und da brannten Kerzen in den Heiligennischen und erhellten mit ihrem Glanz das Gesicht der Jungfrau Maria.

*Ich wage es nicht, ihr ins Antlitz zu schauen, noch nicht.*

Endlich erblickte er den warmen Lichtschein, der aus dem Waisenhaus Ospedale della Pietà fiel, und hörte den leisen Klang der Violen, der aus dem Inneren drang.

*Vielleicht ist sie es, die da spielt – ich wünschte, es wäre so, aber ich werde es nie erfahren.*

Er ging an einem vergitterten Fenster vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und schlug an die Tür. Als die Magd mit einer Kerze erschien, raunte er ihr, ehe sie fragen konnte, «Padre Tommaso – *subito!*» zu. Er kannte die Magd – ein mürrisches Frauenzimmer, das sich gern stur stellte –, doch heute Abend klang seine Stimme so eindringlich, dass sie sich auf dem Absatz umdrehte und davoneilte, um den Priester zu holen.

«Signore?»

Corradino öffnete seinen Umhang, zog einen mit Blattgold verzierten Lederbeutel hervor und steckte das Büchlein mit den Pergamentseiten hinein. Aus diesen Aufzeichnungen würde sie erfahren, was geschehen war, und vielleicht würde sie ihm eines Tages verzeihen. Er

blickte sich rasch in der düsteren Gasse um – nein, es konnte ihn niemand gesehen haben.

*Sie dürfen nicht wissen, dass sie das Buch hat.*

Corradino flüsterte so leise, dass nur der Priester ihn hören konnte: «Padre, nehmt dieses Geld für die Waisen der Pietà.» Mit den üblichen Dankesworten wollte der Geistliche nach dem Beutel greifen, doch Corradino hielt das Täschchen fest, bis er gezwungen war, ihm in die Augen zu blicken. Pater Tommaso allein sollte wissen, wer er war. «Für die Waisen», wiederholte Corradino mit Nachdruck.

Überrascht weiteten sich die Augen des Priesters. Er hatte ihn erkannt. Der Geistliche drehte die Hand um, mit der Corradino ihm den Beutel hinhielt, und betrachtete aufmerksam seine Fingerspitzen. Sie waren ganz glatt, ohne Linien. Als er zum Sprechen ansetzte, blitzten die Augen hinter der Maske seines Gegenübers warnend auf. Da sagte der Pater bloß: «Ich werde dafür sorgen, dass sie es bekommen.» Und dann fügte er hinzu, so als wüsste er, was geschehen würde: «Möge Gott Euch beschützen.» Für einen Augenblick trafen sich eine kalte und eine warme Hand, dann fiel die Tür ins Schloss.

Ziellos setzte Corradino seinen Weg fort. Als er weit genug von dem Waisenhaus entfernt war, nahm er endlich seine Maske ab.

*Soll ich einfach weitergehen, bis sie mich einholen? Wie wird es vor sich gehen?*

Plötzlich wusste er, wohin er sich wenden würde. Die Nacht brach herein, während er durch die Straßen eilte, und die Wellen des Kanals schlugen leise an die Ränder der *calli*. Es klang wie ein Lebewohl. Nun vernahm Corradino die Schritte, die ihm in gleichmäßigem Abstand folgten. Er lief bis zur Calle della Morta – der Straße des

Todes –, dort blieb er erwartungsvoll stehen. Die Schritte verhallten. Ohne sich umzudrehen, wandte Corradino sein Gesicht zum Kanal und fragte leise: «Wird Leonora in Sicherheit sein?»

Das Schweigen schien kein Ende zu nehmen. Dann endlich antwortete eine Stimme, trocken wie Staub: «Ja. Ihr habt das Ehrenwort der Zehn.»

Corradino atmete erleichtert auf. Jetzt war er bereit für das Ende.

Als das Messer in seinen Rücken drang, lächelte er wissend, noch bevor er den Schmerz spürte. So glatt und geschmeidig, wie das Messer zwischen seine Rippen glitt, konnte das nur eines bedeuten. Er lachte freudlos auf – das alles hatte etwas Ironisches. Da war er extra zum Hafen geeilt, um seinem Tod einen würdevollen Glanz zu verleihen, und jetzt das. Wie töricht war er doch gewesen, sich für einen Helden zu halten, der mit großartiger Geste sein Leben opferte! In Wahrheit waren sie es gewesen, die den letzten Akt theatralisch in Szene gesetzt hatten. Überaus passend hatten sie seinen Abgang geplant – wie das Ende eines Maskenballs. Ein wahrhaft venezianischer Abgang. Sie hatten ihn mit einem Dolch aus Glas getötet – aus Muranoglas.

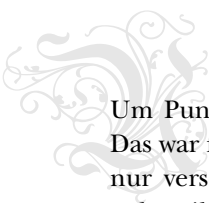
*Wahrscheinlich habe sogar ich selbst ihn gefertigt.*

Die Luft wurde knapp, und sein Lachen wandelte sich in ein flaches Röcheln. Er spürte, wie der Mörder die Klinge herumdrehte, um den Griff abzubrechen, und wie sich die Wunde über der Klinge schloss. Jetzt blieb nichts außer einer kleinen Schramme an jener Stelle zurück, an der die Waffe in seinen Körper gedrungen war. Corradino kippte vornüber in den Kanal, und unmittelbar bevor er aufschlug, erblickte er zum letzten Mal in seinem Leben sein Spiegelbild im Wasser. Er sah einen Narren, der über seinen eigenen Tod lachte. Dann

schlugen die Wellen über seinem Körper zusammen, er versank in den eisigen Tiefen, bis nichts als ein kleines Gekräusel auf der Wasseroberfläche zurückblieb.

## KAPITEL 2

### *Belmont*



Um Punkt vier Uhr morgens wachte Nora Manin auf. Das war für sie nicht ungewöhnlich, und so blinzelte sie nur verschlafen auf die Leuchtanzeige der Digitaluhr neben ihrem Bett. Seit Stephen sie verlassen hatte, war sie jede Nacht um diese Zeit wach geworden.

Manchmal las sie dann, manchmal holte sie sich einen Drink und schaute Fernsehen, um mit den geistlosen Nachtprogrammen für Schlaflose ihr Hirn zu betäuben. Doch heute Nacht war es anders. Heute Nacht war nicht mehr daran zu denken, wieder einzuschlafen, denn morgen – nein, *heute* – fuhr sie nach Venedig, um ein neues Leben zu beginnen.

Bis auf die Digitaluhr und das Bettzeug waren bereits all ihre Habseligkeiten in Kisten und Taschen verpackt. Noras ganzes Leben war ordentlich verstaut und bereit, irgendwo zwischengelagert zu werden.

Gähmend erhob sie sich und schlurfte ins Badezimmer. Das grelle Licht der Neonröhre über dem Waschbecken weckte langsam ihre Lebensgeister. Sie spritzte sich Wasser ins Gesicht und betrachtete es dann aufmerksam im Spiegel. Sie fragte sich zum wiederholten

Mal, ob sie das Richtige tat. Ihr Gesicht spiegelte Furcht wider. Nora presste sich beide Hände auf den Leib, auf die Stelle zwischen Rippen und Magengrube, wo, schwer wie ein Stein, ihre Trauer saß. Ohne Zweifel hätte Stephen einen medizinischen Fachausdruck dafür parat, etwas Langes, Lateinisches, Unverständliches. «Ich habe es so satt», sagte sie laut zu ihrem Spiegelbild.

Genau so war es. Sie hatte es satt, traurig zu sein. Hatte es satt, sich heiter und unbeschwert zu geben, ausgerechnet vor den Freunden, die doch wussten, dass sie durch Stephens Verrat am Boden zerstört war. Und diese nervenaufreibende Aufteilung ihres gemeinsamen Besitzes, die hatte sie auch satt. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie aufgereggt sie gewesen waren, als sie dieses Haus gefunden und gekauft hatten, damals zu Beginn ihrer Ehe. Stephen hatte gerade eine Stelle am Royal Free Hospital angetreten. Eigentlich war Nora der Meinung gewesen, Hampstead sei viel zu vornehm für eine Dozentin der Glas- und Keramikunst. «Nicht, wenn sie einen Chirurgen heiratet», hatte ihre Mutter trocken erwidert. Das Haus trug sogar einen Namen: Belmont. Nora war überhaupt nicht an Häuser gewöhnt, die so prächtig waren, dass sie einen eigenen Namen erhielten. Doch in diesem Fall war er durchaus passend: Das Haus befand sich auf der malerischen Anhöhe, die zum Stadtteil Hampstead führte. Es war ein Musterbeispiel der klassisch-herrschaftlichen georgianischen Architektur – quadratisch, weiß und ebenmäßig. Das Haus hatte es Nora und Stephen sofort angetan, also kauften sie es und waren dort, wenigstens für eine Weile, sehr glücklich. Ich sollte wahrscheinlich froh sein, dachte Nora, denn zumindest gibt mir der Erlös aus dem Verkauf des Hauses eine gewisse Sicherheit. Sicherheit – welch Ironie!

*Ich habe mich nie weniger sicher gefühlt, nie verwundbarer. So einsam war ich noch nie, als hätte mich die ganze Welt verlassen ...*

Wie schon unzählige Male zuvor prüfte sie eingehend ihr Spiegelbild, als könnte es ihr einen Hinweis darauf geben, *warum* Stephen sie verlassen hatte: zwei Augen, groß und von unbestimmtem Grün. Haar, strohblond und lang. Haut, olivenfarben. Lippen, rissig wie immer, wenn sie voller Selbstzweifel daran genagt hatte. Sie gab es auf. Es konnte nicht an ihrem Äußeren gelegen haben. Trotzdem tröstete es sie nicht im Geringsten, dass sie jünger, blonder und durchaus auch hübscher war als Stephens Geliebte. Er hatte sich in eine brünette Vierzigjährige verliebt, die in der Krankenhausverwaltung arbeitete und streng geschnittene Kostüme trug. Carol. Ihr genaues Gegenteil. Carol würde ganz gewiss niemals in einem alten T-Shirt mit Brooklyn-Dodgers-Aufdruck zu Bett gehen, die Haare in einem strubbeligen Zopf zusammengefasst.

«Er hat mich immer seine Primavera, seinen Frühling genannt», sagte sie zu ihrem Spiegelbild. Sie erinnerte sich noch, wie sie und Stephen auf ihrer Hochzeitsreise das Botticelli-Gemälde in Florenz gesehen hatten. Sie waren beide ganz bezaubert gewesen von der Gestalt der Flora in ihrem fließenden weißen, blumenbedeckten Gewand, von ihrem leisen, verschlossenen Lächeln, das so schön und geheimnisvoll war. Mit ihren glänzenden blonden Haarsträhnen und den halb geschlossenen grünen Augen sah sie Nora verblüffend ähnlich. Stephen hatte Nora vor das Bild geführt und ihr Haar gelöst, während sie verlegen versuchte, sich von ihm loszumachen. Sie wusste noch, dass die Italiener *«bellissima»* ausgerufen und die Japaner Fotos von ihr geschossen hatten. Stephen hatte ihr einen Kuss gegeben und ihr sanft die

Hand auf den Bauch gelegt. «Du wirst ihr noch mehr gleichen, wenn du erst ...»

Gleich in jenem ersten Jahr ihrer Ehe hatten sie versucht, ein Kind zu bekommen. Sie waren so zuversichtlich gewesen! Beide, Anfang dreißig, lebten sehr gesund, Nora joggte regelmäßig, und Stephen ging mit Begeisterung ins Fitnessstudio. Ein Glas Rotwein hin und wieder war ihre einzige Schwäche. Doch auch das schränkten sie wegen der erwünschten Schwangerschaft bald ein. Als ein Jahr vergangen war, suchten sie einen Kollegen von Stephen am Royal Free Hospital auf, einen runden, fröhlichen Aristokraten, der immer eine Fliege trug. Sie ließen unzählige Termine und Tests über sich ergehen, doch vergeblich. Etwas Konkretes war nicht auszumachen. «Unspezifische Infertilität» lautete die Diagnose.

«Es gibt kein Medikament, das in eurem Fall hilft. Ihr könnt es genauso gut mit blauen Smarties probieren wie mit jedem anderen Mittel auch», sagte der Kollege flapsig. Nora hatte geweint. Sie war die längste Zeit Stephens Primavera gewesen, die Verheißung, die der Frühling versprach, hatte sich nicht erfüllt.

Sie unterzogen sich einer ganzen Reihe aufwendiger, belastender Prozeduren. Diese Verfahren, mit Abkürzungen wie HSG, FSH oder IVF, hatten nichts mit Liebe, Natur oder dem Wunder der Empfängnis zu tun. Stattdessen ließen sie die Schwangerschaft bald zu einer fixen Idee werden. Nora und Stephen verloren dabei ihre Liebe aus den Augen, und als sie wieder hinschauten, war sie fort. Während sich Nora der dritten IVF-Behandlung, einer Reagenzglasbefruchtung, unterzog, wurde ihnen beiden plötzlich klar, dass von ihrer Liebe nicht mehr genug übrig geblieben war, um darauf eine Familie aufzubauen.

Bereits damals ließ eine wohlmeinende Freundin hin und wieder Bemerkungen fallen, Stephen sei in einer Bar in Hampstead mit einer Frau zusammen gewesen. Jane machte diese Mitteilungen ganz beiläufig, ohne jeden Vorwurf, so als wolle sie sagen: «Ich erzähle dir das bloß, falls du es noch nicht wissen solltest. Vielleicht ist ja alles ganz harmlos. Du kannst meine Bemerkungen auch einfach ignorieren. Noch ist ja nichts verloren. Sei nur auf der Hut.»

Doch Nora war so zermürbt von den vergeblichen Versuchen, schwanger zu werden, von dem Druck, der auf ihr lastete, dass sie Stephen umgehend zur Rede stellte. Sie erwartete, dass er alles leugnete – oder alles zugab und sie um Verzeihung bat. Doch nichts dergleichen geschah. Es war ein schrecklicher Schlag für sie, als Stephen ihr gestand, die andere zu lieben, und ihr aus Ehrgefühl anbot auszuziehen. Sechs Monate nach seinem Auszug ließ er sie wissen, dass Carol schwanger sei. Das war der Zeitpunkt, als sich Nora dazu entschloss, ihrem Leben eine neue Wendung zu geben und nach Venedig zu gehen.

*Ich erfülle das Klischee und nicht Stephen. Er hat eine junge blonde Frau für eine ältere brünette verlassen. Eine Künstlerin in Jeans für eine Erbsenzählerin im Kostüm. Ich dagegen gerate umgehend in eine Midlife-Crisis und entschlief mich aus einer Laune heraus, in die Stadt meiner Vorfahren zu ziehen, um dort ein neues Leben zu beginnen – wie in einem schlechten Film.*

Sie wandte sich vom Spiegel ab, betrachtete ihr Gepäck und seufzte.

*Aber ich kann unmöglich hier bleiben, wo ich jeden Tag Stephen oder ihr oder dem Kind über den Weg laufen könnte.*

Obwohl Nora sorgsam darauf achtete, sich nicht in der Nähe des Krankenhauses aufzuhalten, war es bereits zu solchen Begegnungen gekommen. Beim Joggen hatte

sie die beiden einmal ausgerechnet in dem riesigen Park von Hampstead Heath getroffen. Zuerst wollte sie einfach weiterlaufen und hätte es auch getan, wenn sie sich wegen Stephens nobler Geste, ihr das Haus zu überlassen, nicht zu einer gewissen Höflichkeit ihm gegenüber verpflichtet gefühlt hätte. Stephen und Carol gingen Hand in Hand, trugen die gleiche Freizeitkleidung und wirkten glücklich und erholt. Carols Schwangerschaft war deutlich sichtbar. Nora stand schweißüberströmt da und fühlte sich gedemütigt. Sie zwang sich zu einigen höflichen Bemerkungen über das Wetter und den Kaufvertrag für das Haus, dann lief sie weiter. Auf dem gesamten Heimweg weinte sie so heftig, dass ihr die Tränen über das Gesicht strömten.

Stephen hatte sich mehr als großzügig gezeigt – er hatte ihr das Haus praktisch geschenkt und sich auch sonst immer fair verhalten.

*Er ist kein Bösewicht aus dem Schmierentheater. Er hat mich nicht betrogen, er hat sich einfach verliebt. Ich kann ihn nicht schlecht machen, geschweige denn hassen. Leider.*

Jetzt, da sie das Haus verkauft hatte, war sie frei. Jetzt konnte sie sich in ihr Abenteuer stürzen – oder in ihren Irrtum. Sie hatte niemandem von ihren Plänen erzählt, auch nicht ihrer Mutter Elinor. Vor allem nicht ihrer Mutter. Elinor hatte nichts für Venedig übrig.

Elinor Manin war Wissenschaftlerin und hatte sich auf die Kunst der Renaissance spezialisiert. In den siebziger Jahren hatte sie an einem Austauschprogramm für Hochschulassistenten zwischen dem King's College in London und der Universität Ca' Foscari in Venedig teilgenommen. Nachdem sie bis zu dem Zeitpunkt alle Annäherungsversuche der ernstesten, belesesten Jungprofessoren aus Oxford und Cambridge zurückgewiesen

hatte, verliebte sie sich nun Hals über Kopf in Bruno Manin – aus dem einfachen Grund: Er sah aus wie einem Gemälde entstieg.

Elinor wohnte damals am Lido und sah ihn daher jeden Tag auf dem *vaporetto* der Linie 52, das sie zur Universität brachte. Er arbeitete auf dem Boot, öffnete und schloss die Tür für jeden, der ein- oder ausstieg, und machte es an jeder *fermata* fest. Bruno befestigte und löste die schweren Taue mit seinen starken Händen und sprang mit katzenhafter Geschmeidigkeit vom Boot ans Ufer und wieder zurück. Elinor betrachtete eingehend sein Gesicht – die Adlernase, den gestutzten Bart, das lockige Haar – und überlegte, aus welchem Bild er wohl stammte. War es ein Tizian oder ein Tiepolo? Ein Bellini? Und wenn Bellini, dann welcher? Sie ließ ihre Blicke von seinem Profil zu den unvorstellbar schönen *palazzi* am Canal Grande wandern und war plötzlich Feuer und Flamme für diese Kultur, in der die Häuser und die Menschen jahrhundertlang ihre ursprüngliche Eigenart bewahrt hatten und immer noch so aussahen wie zur Zeit der Renaissance. Die Begeisterung für diese Beständigkeit erfüllte sie noch, als Bruno ihre Blicke schließlich bemerkte und sie zu einem Drink einlud. Sie erfüllte sie noch immer, als er sie mit in seine kleine Wohnung in Dorsoduro nahm und mit ihr ins Bett ging. Selbst als sie merkte, dass sie schwanger war, verließ die Begeisterung sie nicht.

Sie heirateten in aller Eile und beschlossen, das Baby nach Brunos Eltern zu nennen: Corrado, wenn es ein Junge, und Leonora, wenn es ein Mädchen wurde. Während sie miteinander im Bett lagen und die Lichtreflexe des Kanalwassers ein fließendes Muster an die Zimmerdecke malten, erzählte Bruno Elinor von seinem Vorfahren, dem berühmten Glasbläser-*maestro* Corrado